Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 43 (1949)
Heft: 6

Artikel: Georg Bernanos (Schluss)
Autor: Hug, Herbert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139252

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Georg Bernanos

(Schluß)

Als die berühmte Enzyklika *Rerum novarum* Leos XIII. erschien, war auch der Pfarrer von Torcy restlos davon begeistert. Er war zu jener Zeit Pfarrer in Norenfontes mitten im Kohlengebiet. Der einfache Gedanke, daß die Arbeit keine dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfene Ware ist, daß man nicht in Löhnen und Menschenleben spekulieren kann wie in Getreide, Zucker oder Kaffee, das warf sein Gewissen um. Und weil er diesen Gedanken von der Kanzel herab vor seinen Leuten aussprach, galt er für einen Sozialisten, und die wohlgesinnten Bauern brachten es fertig, daß er in Ungnade nach Montreuil versetzt wurde. Damals, so erklärt er, habe er *Luther* begriffen, den in seiner Erfurter Mönchshöhle sicherlich ein echtes Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit verzehrt habe. Doch habe der alternde Luther schließlich so geendet, daß er sein Heu zur Krippe der deutschen Fürsten — «einer schönen Bande» — trug, und von diesem «beleibten Biedermann mit den dicken Lippen», in welchem niemand mehr den ehemaligen Mönch erkennt, will er nichts wissen. So bleibt also immer noch die Frage, wie das Wort den Armen wie den Reichen ausgeteilt werden kann, ohne daß es unter den Scheffel gestellt wird? Muß das in der Sozialisten Weise geschehen? Er ist davon abgekommen, und zwar aus dem gleichen Grunde wie der Tagebuchschreiber, der die Aufgabe, den Armen wiedereinzusetzen in sein Recht, ohne ihn in die Macht einzusetzen, als unlösbar erklären muß. «Und wenn das Unmögliche sich ereignete», schreibt er in sein Heft, «wenn eine erbarmungslose Diktatur, getragen von einem Heer von Beamten, Sachverständigen und Statistikern, die sich selbst wiederum auf Millionen von Spitzeln und Schergen stützten, es wirklich mit Erfolg dahin brächte, an allen Punkten der Welt zugleich den fleischgierigen Sinn im Zaum zu halten, die wilden und listigen Tiere, die nur für den Gewinn gemacht sind, die Menschenrasse, die vom Menschen lebt — ist doch ihre stetige Gier nach Geld kaum etwas anderes als die heuchlerische oder vielleicht auch die unbewußte Form des gräßlichen, unbekennbaren Hungers, der sie verzehrt —, wenn dies geschähe, dann ließe der Überdruß an der allenthalben als allgemeine Regel aufgerichteten *«aurea mediocritas»*, der Überdruß an der goldenen Mittelmäßigkeit, nicht lange auf sich warten, und überall würde man freiwillige Armut wie einen neuen Frühling wiederaufblühen sehen.» Er ist mithin überzeugt, daß keine Gesellschaftsordnung mit dem Armen fertig werden wird. Heißt das die Frage nach der Behebung der Armut bagatellisieren oder sie in dumpfer Resignation offenzulassen? Nein, aber «die einen leben von der Dummheit der andern, von ihrer Eitelkeit und ihren Lastern. Der Arme hingegen lebt von der *Caritas*, der christlichen Liebe.»

Und das ist des Rätsels zeitliche und also vorläufige Lösung: man muß den lieben Gott dort suchen, wo die meiste Aussicht besteht, ihn zu finden, unter seinen Armen. Der Arme ist der Zeuge Jesu Christi, der Erbe des jüdischen Volkes, und er ist dazu berufen, in der Gliedschaft der Kirche sein verlorenes Königreich wiederzufinden. In dieser Gliedschaft kann auch der Reiche nur als Beschützer des Armen, als sein älterer Bruder, in Geltung kommen. Doch hat Gott selbst im Streit zwischen reich und arm Partei ergriffen, und zwar Partei für die Armen. «Höret, meine geliebten Brüder», sagt der Apostel, «hat nicht Gott die Armen in dieser Welt erwählt als im Glauben Reiche und Erben des Königreiches, welches er denen verheißen hat, die ihn liebhaben?» (Jak. 2, 5.) Und weiter: «Sind nicht die Reichen die, die Gewalt an euch üben und ziehen euch vor Gericht?» (do. 2, 6 b.) Es genügt demnach nicht, daß in der christlichen Kirche keine Unterschiede gemacht werden zwischen reich und arm, etwa mit der Begründung, daß Gott keine Unterschiede macht. Doch, Gott macht einen Unterschied, aber freilich einen ganz anderen als wir. Er macht ihn gerade umgekehrt zu uns, indem er die Armen erwählt, indem er hinuntersteigt zu denen, die bei uns die Verachteten sind. Denn das ist ja *Jesus Christus*: der, der diesen seltsamen Weg antritt in die Tiefe, der die Armen, und zwar ganz einfach und ganz banal die wirklich Armen, die an Geld und Gut Armen, selig gepriesen hat. Das ist Jesus Christus, der selber arm geworden ist, der in der Krippe liegt und am Kreuze stirbt, nur um der Bruder zu werden aller Ausgestoßenen, all derer, die, gesellschaftlich gesehen, unten liegen. «Ihr werdet allezeit Arme bei euch haben», dieses Wort Christi bezeichnet der Pfarrer von Torcy als «das traurigste Wort des Evangeliums, das am meisten mit Trauer geladene». Im Anschluß an dieses, an Judas gerichtete Wort kommt nun im Tagebuch ein Passus, den ganz hier wiederzugeben wir uns nicht versagen können, weil hier wohl das Erleuchtetste ausgesprochen wird, was je schon über dieses in Frage stehende Problem gesagt worden ist: «Judas! Der heilige Lukas berichtet uns, daß er die Rechnung führte und daß seine Buchführung nicht sehr sauber war. Schön und gut. Aber schließlich war er der Bankier der Zwölfe, und wer hat wohl je das Rechnungswesen einer Bank in Ordnung gefunden? Wahrscheinlich hat er ein wenig die Sollseite belastet wie alle Welt. Nach seiner letzten Geschäftsmaßnahme zu schließen, hätte er keinen glänzenden Börsenmakler abgegeben, der Judas! Aber der liebe Gott nimmt unsere arme Gesellschaft hin, wie sie ist, im Gegensatz zu den Hanswürsten, die sich eine auf dem Papier aufbauen und sie dann im Handumdrehen verbessern: immer auf dem Papier, versteht sich. Kurz und gut, unser Herr kannte sehr wohl die Macht des Geldes; er hat dem Kapitalismus einen kleinen Platz in seiner Nähe gegönnt, und er hat sogar das erste Einlagekapital gegeben. Ich finde das wunderbar! Was hast du dagegen einzuwenden? Ich finde es so schön! Gott achtet nichts gering. Wenn die Sache nur gut gegangen wäre, hätte

Judas vermutlich Sanatorien mit Geld unterstützt, Krankenhäuser, Büchereien oder Laboratorien. Wie du siehst, beschäftigte er sich bereits mit der Frage des Pauperismus ganz wie irgendein beliebiger Millionär. ‚Ihr habt allezeit Arme bei euch', antwortet unser Herr, ‚mich aber habt ihr nicht allezeit.' Das soll heißen: ‚Laß die Stunde der Barmherzigkeit nicht vergebens schlagen. Du würdest besser das Geld, das du mir gestohlen hast, sogleich zurückgeben, anstatt meinen Aposteln den Kopf heiß zu machen mit deinen Luftschlössern auf Grund von Industriegeldern und deinen Plänen für soziale Fürsorgezwecke. Überdies glaubst du auf diese Weise meiner wohlbekannten Vorliebe für die Bedürftigen schmeicheln zu können, und du täuschst dich gewaltig. Ich liebe meine Armen nicht so wie die alten Engländerinnen die herrenlosen Katzen oder die Stiere der Arena lieben. Das ist so das Gehaben der Reichen. Ich liebe die Armut mit tiefer, überlegter, leuchtend klarer Liebe — von gleich zu gleich — wie man eine treue, fruchtbare Gattin liebt. Meine eigenen Hände haben sie gekrönt. Der Wille, sie zu ehren, genügt nicht, ihr dienen darf nur, wer zuvor das weiße Linnengewand angetan hat. Und nicht jeder kann mit ihr das Brot der Bitternis brechen. Ich habe gewollt, sie soll demütig und stolz sein, nicht knechtisch ergeben. Sie schlägt nicht das Glas Wasser aus, falls es in meinem Namen dargebracht wird, und in meinem Namen nimmt sie es an. Wenn der Arme sein Recht von der bloßen Not herleitete, würde ihn eure Selbstsucht bald zur äußersten Bedürftigkeit verdammt haben, und er hätte noch mit ewiger Dankbarkeit und ewiger Knechtschaft dafür zu zahlen. So regst du dich heute über dieses Weib auf, das meine Füße mit teuer bezahlter Nardensalbe begoß, als ob meine Armen niemals Nutzen aus der Riechstoffherstellung ziehen sollten. Du gehörst wirklich zu den Leuten, die sich entrüsten, wenn ein Landstreicher, dem sie einen Groschen gegeben haben, nicht augenblicklich in den Bäckerladen stürzt, um sich dort mit altbacknem Brot vollzustopfen, das ihm der Bäcker überdies noch als frisches verkaufen wird. An seiner Stelle liefen auch sie in die Weinkneipe, denn der Wanst eines Menschen im Elend hat vortäuschende Hoffnungen nötiger als Brot. Ihr Unglücklichen! Ist das Gold, von dem ihr soviel Aufhebens macht, etwas anderes als eine vortäuschende Hoffnung, ein Traum und manchmal überhaupt nur die Verheißung eines Traums? Die Armut wiegt schwer auf der Waagschale meines himmlischen Vaters, und alle euere Schätze aus eitlem Dunst bringen die Waage nicht ins Gleichgewicht. Es wird immer Arme unter euch geben, weil es immer Reiche geben wird, das heißt habgierige und hartherzige Menschen, die weniger nach dem Besitz als nach der Macht streben. Solche Menschen gibt es unter den Armen so gut wie unter den Reichen, und der Elende, der seinen Durst am Bache stillt, ist vielleicht von denselben Träumen erfüllt wie der in seinem Purpurzelt schlafende Cäsar. Reiche wie Arme, ihr habt also allen Grund, euch in der Armut wie in einem Spiegel zu betrachten, denn sie ist das Abbild eures wesentlichen

Irrtums, sie nimmt hienieden die Stelle des verlorenen Paradieses ein, sie ist die Leere eurer Herzen und eurer Hände. Ich habe sie nur deshalb so hochgestellt, sie zum Weibe genommen und sie gekrönt, weil mir eure Bosheit bekannt ist. Wenn ich zugelassen hätte, daß ihr in ihr eine Feindin seht oder auch nur eine Fremde, wenn ich euch die Hoffnung gelassen hätte, ihr könntet sie eines Tages aus der Welt jagen, so hätte ich damit zugleich die Schwachen verdammt. Denn die Schwachen werden euch immerdar eine unerträgliche Last sein, ein totes Gewicht, das eure stolzen Zivilisationen einander mit Zorn und Ekel zuschieben. Ich habe mein Zeichen auf ihre Stirn geschrieben, und ihr wagt es nur noch, euch kriechend ihnen zu nahen, ihr verschlingt das verlorene Schaf, aber ihr werdet niemals wagen, euch auf die ganze Herde zu werfen. Wenn ich meine Hand einen Augenblick von ihnen wegzöge, würde die Sklaverei, die ich hasse, von selbst unter irgendeinem Namen wiedererstehen, denn eure Gewalt hält auf strenge Buchführung, und der Schwache hat nichts zu geben als seine Haut.» Der Pfarrherr von Torcy hat diese Worte erregt in einer Art visionärer Schau gesprochen, und sein demütiger Amtsbruder, der Tagebuchschreiber, hat sie in sich gesogen, um ihren Wahrheitsgehalt in einem heiligmäßigen Priesterdasein gleichsam bis zum letzten Blutstropfen auszukosten. Er hat nicht nur seine Predigt danach gerichtet, sondern auch seine Seelsorge und schließlich seine ganze Existenz.

Was seine *Predigt* anbetrifft, so hat er sich über ihren Erfolg keinerlei Täuschungen hingegeben. Das vom Evangelium durchtränkte Wort ist ein Same, der auf ein steiniges und zudem noch von Dornen und Disteln überwuchertes Ackerfeld fällt. Der Landpfarrer macht sich immer wieder Gedanken über die unbegreifliche Unergiebigkeit so vieler Seelen, und er stellt fest, daß seine Leute zwar die Botschaft hören, aber dann sofort Willen gegen Willen setzen. Gewiß kommt das daher, daß der Mensch allenthalben sein eigener Feind ist, sein verborgener und tückischer Feind. «Wo man auch das Böse aussät, es geht so gut wie sicher auf. Dagegen braucht eine jede Aussaat des Guten, damit sie nicht erstickt werde, besonders gute Aussichten, ungewöhnlich großes Glück.» Schon mehr Glück hat er in der *Seelsorge* von Mensch zu Mensch. Es gelingt ihm sogar, die Seele der Schloßherrin aus den Umschlingungen des Teufels zu lösen, wiewohl eine Leiche übrigbleibt. In der Schilderung dieses dämonischen Kampfes bohrt Bernanos ein neues Problem an, das ihn neben dem der Armut ständig beschäftigt, das Problem der *Sünde*. Das heißt, er bohrt es nicht an, er geht ihm auf den Grund, er will es ganz bis in seine letzten Verästelungen erforschen. Was er von der Armut sagt, das erscheint uns wie ein Zuendedenken dessen, was Léon Bloy an bedrängenden Frage aufgeworfen hat; was er aber über die Sünde sagt, das dringt noch tiefer in das Mysterium des Lebens ein. «Was wissen wir von der Sünde?» fragt der Tagebuchschreiber und fährt fort: «Die Geologen lehren uns, der Boden, der uns so fest und

sicher erscheint, sei nur eine hauchdünne Decke über einem flüssigen Feuermeer, und sie zittere dabei ständig wie die Haut, die sich auf der Milch formt, wenn sie zu kochen anfängt. Wie dick ist die Sünde? Wie tief müßte man graben, um auf die himmelblaue Tiefe zu stoßen? . . .» Die himmelblaue Tiefe, an die er denkt, wäre das Jenseits der Sünde, wäre also die Vergebung der Sünde, der Sieg, der Triumph über sie, und dann auch die Freude und der Friede im Heiligen Geist. Aber wieviel braucht es, sich aus aller Traurigkeit der Seele, aus Angst und Verzweiflung emporzuschwingen zu den reinen Höhen des Geistes! «Denn nach dem Sündenfall ist die Lage des Menschen derart, daß er in sich wie außerhalb von sich alles nur unter der Form der Angst wahrzunehmen vermag. Der dem Übernatürlichen gegenüber Gleichgültigste bewahrt bis in das Vergnügen hinein das dunkle Bewußtsein des erschreckenden Wunders, daß sich auch nur eine einzige Freude bei einem Wesen entfalten kann, das fähig ist, seine eigene Vernichtung zu denken, und gezwungen ist, seines Fleisches wütende Empörung gegen diese widersinnige und schauerliche Annahme mit seinen stets unzureichenden Vernunftsschlüssen mühevoll zu beschwichtigen. Wäre nicht Gottes wachsames Erbarmen, würde der Mensch, wie mir scheint, beim ersten Bewußtwerden seiner selbst in Staub zerfallen.» Die Sünde und das stets lauernde Wissen um des Lebens Hinfälligkeit gehören zusammen. Die Sünde gebiert den Tod, der Tod stellt vor das Nichts, und das Nichts eröffnet die grauenhafte Unmöglichkeit, noch irgend etwas liebhaben zu können. Die Gräfin hat ihr Kind durch den Tod verloren, den Gegenstand ihrer innigsten Liebe. Seither ist sie mit Gott zerfallen. Sie kann nicht mehr glauben. Woran sie allein noch zärtlich hängt, ist das Medaillon, das eine Haarlocke ihres Kindes einfaßt, und das sie beständig auf sich trägt. Sie trägt es auf sich wie einen nie endenden Vorwurf gegen Gott, an den sie doch nicht mehr glaubt. Aber ihr Seelsorger ist dieser Situation gegenüber gewachsen. Er selbst hätte mehr als einmal Grund gehabt, seinen Glauben zu verlieren. Der Ausdruck «den Glauben verlieren», so wie man seinen Geldbeutel verliert oder einen Schlüsselbund, ist ihm übrigens immer ein wenig albern vorgekommen. Er vermutet, daß dieser Ausdruck zum Wortschatz der kleinbürgerlichen, tadellosen Frömmigkeit gehören müsse, «Hinterlassenschaft der ebenso trübsinnigen wie schwatzhaften Priester des 18. Jahrhunderts. Man verliert nicht den Glauben, er hört auf, dem Leben Form zu geben, das ist alles». Und so versteht er es, der Gräfin klarzumachen, daß ihre menschlich allzu menschliche Theodizee nur darum in Stücke gegangen ist, weil sie dem wahren Gott überhaupt noch nie begegnet ist. «Gnädige Frau», sagt er zu ihr, «wenn unser Gott der Gott der Heiden oder der Philosophen wäre — für mich ist das dasselbe —, er könnte selbst in den höchsten der Himmel flüchten, unser Elend würde ihn von dort hinunterstürzen. Sie wissen aber, unser Gott ist dem zuvorgekommen. Sie können ihm die Faust zeigen, ihm ins Angesicht speien,

ihn mit Ruten streichen und schließlich an ein Kreuz schlagen, was macht das noch aus? Dies ist bereits vollbracht, mein Kind . . .» Der gegen Gott gerichtete Fluch wendet sich mit der ihm eigenen Schwerkraft zurück zu uns selbst und verwandelt unser Dasein in ein Trümmerfeld der Hoffnungen, in eine Hölle. Die Hölle ist «das Nichtmehrlieben». Der verkrampfte, teuflische Haß verwandelt das Dasein zur Hölle. Aber es bedürfte nur eines aufwärts gerichteten Blickes, eines stummen Seufzers von einem Gebet, und die Vergebung stürzte sich wie ein Adler von den Höhen des Himmels herab und ließe den durch Jahre genährten Haß wie in einen leuchtenden siegreichen Morgen verströmen. Und eben das geschieht. Die Gräfin wirft ihr Medaillon mitten in die flammenden Scheite des Kamins. In einem Augenblick furchtbaren Schweigens erkennt sie ihr Unrecht und tut Buße, aber sie stirbt aus Erregung. Daß dem Pfarrer gerade dieser unvorhergesehene Ausgang seines seelsorgerlichen Bemühens, wie so manchmal schon, noch einmal nur zu schwerer Belastung auferlegt wird, kann ihn trotz tiefster Melancholie nicht des Gebetes entheben, daß Gottes Wille geschehe.

Vor dem Rückfall in grundsätzlich überwundene Anfechtungen bewahrt ihn endgültig die plötzliche Erleuchtung, die ihm bei einem der tiefsinnig frommen Einfälle seines irdischen Schutzengels, des Pfarrers von Torcy, zuteil werden darf. Dieser hat viel über die *Berufung* nachgedacht und bringt seine Überzeugung zum Ausdruck, daß jeder Mensch seinen bestimmten Ort im Leben des Heilandes habe, jedem sei der Heiland in seinem Erdendasein begegnet, in Bethlehem, auf den Wegen von Galiläa, im Umkreis von Golgatha. Wenn unsere Seele sich erinnern wollte und ihren armen Leib zurückschleppen könnte an der Mauer der zweitausend Jahre entlang bis dorthin, wo der erste Blick Christi sie traf, dann stünde sie an dem geheimnisvollen Punkt, wo für sie ihr zeitliches Geschick und ihr Beruf geboren wurde. Da ringt sich in dem Verzweifelten unter einem Tränenausbruch die Gewißheit empor, daß er der Gefangene der heiligen Agonie sei, und er spricht wie aus dem Traume: «Die Wahrheit ist, daß ich von jeher auf dem Ölberg bin, und zwar in dem Augenblick — jawohl es ist sonderbar —, eben gerade in dem Augenblick, wo Er dem heiligen Petrus die Hand auf die Schulter legt und jene Frage stellt, die doch im ganzen recht zwecklos, nahezu einfältig und doch so höflich, so zärtlich ist: ‚Schläfst du?'» Und das ist das Ende der Verzweiflung und der Anfang der Überwindung. Bis zum seligarmseligen Ende in der Dachkammer seines von der Kirche abgefallenen Jugendfreundes, wo der Tagebuchschreiber unter Zurückweisung des priesterlichen Segens, allein der Gnade Gottes sich überlassend, stirbt, ist noch ein weiter Weg, und wir können und wollen nun nicht länger mehr bei den einzelnen Stationen seines Leidensganges verweilen. Nur auf *ein* Vorkommnis muß noch mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden, weil es geeignet ist, auf Bernanos' Stellung zum Problem «*Kirche und Staat*» ein erhellendes Licht zu werfen. Wir müs-

sen uns zwar hüten, dem Autor selbst die Ansichten zuzuweisen, die er seinen Romangestalten unterschiebt; aber in der Stelle, die wir meinen, zittert doch wieder des Verfassers eigene Kritik hindurch.

Zwischen dem Tagebuchschreiber und einem ihm begegnenden Soldaten kommt es einmal zu einem längeren Gespräch, in welchem dem ohnehin schon durch und durch wunden Vertreter der Kirche noch einmal hart zugesetzt wird. Der Soldat versteht sein Handwerk, aber er ist nicht geneigt, es mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Er wirft der Kirche die zunehmende Verflachung des Christentums vor, ihre seit Justinians Zeiten mit dem Soldatentum anhebende Verweltlichung. *Der Staat, der alles überwacht, und die Kirche, die den Staat überwacht,* diese klare und deutliche Formel ihrer Politik ist ihm zuwider und scheint ihm überdies im Widerspruch zu stehen zum Evangelium. Das Gesetz des Staates verlangt vom Soldaten den Eid, und die Kirche segnet diesen Eid, sie liefert also die, die ihn leisten, dem Staate aus. «Aber», so fährt der Soldat unheimlich logisch fort, «der Staat, der uns bewaffnet, kleidet und ernährt, nimmt auch unser Gewissen in Beschlag. Er verbietet uns, zu urteilen, sogar zu verstehen. Und eure Theologen billigen das, wie es sich gehört. Mit lächelnder Miene erteilen sie uns die Erlaubnis, zu töten, ganz gleich wo und wie, zu töten auf Befehl, so wie es der Henker tut.» Außerdem sieht dieser Soldat voraus, daß der Name Armee, wenn sich die Völker als ganze aufeinanderstürzen, bald ein leeres Wort sein wird. Und was sagen die Theologen dazu? «Morgen werden die besten Töter ohne Gefahr töten dürfen. Dreißigtausend Fuß über dem Erdboden wird irgendein Schweinehund von Ingenieur, mit warmen Pantoffeln an den Füßen, umringt von Facharbeitern, bloß auf einen Knopf zu drücken brauchen, um eine Stadt meuchlings zu vernichten, und wird dann eiligst nach Hause fliegen und nur die eine Furcht kennen, er könnte zum Mittagessen zu spät kommen.» Er fragt den Geistlichen, ob denn der Soldatenberuf so erniedrigt worden sei, daß die ihn Ausübenden überhaupt nicht mehr eine einzige ihrer Handlungen verantworten dürften, daß sie vielmehr nur noch die schändliche Unschuld ihrer Stahlmaschinen teilen müßten? «Hören Sie mich an: den armen Teufel, der sein Liebchen an einem Frühlingsmorgen ins Gras wirft, behandelt ihr so, als habe er eine Todsünde begangen, und einer, der Städte ums Leben bringt, so daß die Kinder, die er vergiftet hat, ihre Lungen in den Schoß ihrer Mütter spucken, braucht nur eine andere Hose anzuziehen und kann dann Hostien austeilen! Ihr seid mir Schäker!» Quälender kann man einem Mann der Kirche wohl nicht mehr aufs Gewissen brennen, was für einen Unsinn er tut, wenn er dem Militarismus von heute auch nur die äußerste Spitze seines Fingers leiht, diesem Staatsunfug, dessen wahre Schutzgötter die Bankdirektoren sind.

Daß nach alledem unser mild gesinnter Landpfarrer sich entschließt, ohne Beistand eines Geistlichen zu sterben, läßt tief blicken. Die Kirche

gilt ihm zwar als eine fürsorgende und tröstende Mutter, aber ihr Antlitz ist von Schuld verzerrt, ihr Herz von Leid durchbohrt, und ihre Hände sind befleckt. Er bedarf noch anderer Hände, um sich geborgen zu wissen, er bedarf der väterlichen Hände, die rein bleiben, auch wenn sie ins Elend greifen, um es ans göttliche Herz zu ziehen, und was heißt das anderes als: er bedarf der Barmherzigkeit und nichts als dieser, er bedarf aufs bitterste und bis zum letzten Atemzug eines gnädigen Gottes.

Beim Lesen dieses «Tagebuches» ist man eigentlich immer wieder erstaunt, mitten in so viel römischer Katholizität derart eindeutige, unverkennbar evangelische Einsichten zu finden. Ist Bernanos Katholik, so ist er jedenfalls ein sehr polemisch veranlagter Katholik, der den Klerus seiner Kirche mit Gründlichkeit und Leidenschaftlichkeit unter die Lupe nimmt. Wogegen er scharf zu Felde zieht, das ist die säkularisierende Kompromißfähigkeit des Priesterstandes, und wen er gar nicht leiden mag, das ist der Typus des mittelmäßigen Priesters. Im Mittelmaß überhaupt wittert er überall und auf dem Gebiete der Religion erst recht den Betrug Satans. Und dennoch wirkt auch seine schmerzendste Kritik nie verdammend, weil er uns allesamt verfallen sieht der bodenlosen Tiefe der Sünde, aus der nur Einer uns zu erretten vermag, der, welcher die Verheißung gab: «Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen» (Joh. 12, 32). Weil dieser Erhöhte zugleich der in dieser Welt Gekreuzigte und von ihr Verworfene ist, darum kann unser Dichter keine zärtliche Friedensschalmei blasen, sondern muß er uns zum Kampf aufrufen «nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel» und nicht zuletzt «gegen die arglistigen Methoden des Teufels» (Eph. 6, 11 f.). Bernanos' Werk gleicht einem Arsenal, aus dem man die schlagkräftigsten Waffen für diesen Kampf in unserer Zeit und Welt holen kann. Daß man von dieser nicht alltäglichen Gelegenheit auch den entsprechenden Gebrauch machen möge, ist der Sinn meiner Ausführungen, denen ich deshalb noch eine, allerdings nicht vollständige Bibliographie beifügen will. Des Bruchstückcharakters meines Unternehmens bin ich mir bewußt. Bernanos hat noch vieles geschrieben, das hier keine Berücksichtigung gefunden hat. So ist vor allem sein in das Ganze seines Schaffens sich einfügender Detektivroman *«Ein Verbrechen»* unerwähnt geblieben, obwohl hier die Erforschung der Sünde im Blick auf die Eigenkraft und Verschlagenheit der Lebenslüge eine interessante Ergänzung erfährt, und desgleichen sind nicht weiter beachtet worden die beiden Heiligenlegenden des «Dominikus» und der «Johanna». Das *Dominikus*-Bild von Bernanons wirkt ohnehin etwas flau, und das hängt wohl damit zusammen, daß es der Verfasser an der Gründlichkeit der historischen Vorarbeit hat mangeln lassen, dagegen erscheint mir *«Johanna, Ketzerin und Heilige»* wieder als ein ganz vorzüglicher Wurf, der die bissige Satire auf die Inquisitorien der Kirche nicht vermissen

läßt. Bernanos ist jedenfalls in allen seinen Werken, wie selten ein Schriftsteller, seiner eigentümlichen Thematik mit fast monomanischer Einseitigkeit treu geblieben, und wenn man hierin seine Grenze sehen will, so ist er doch innerhalb dieser Begrenzung ein Meister geworden.

Herbert Hug.

Weltrundschau

Der Kampf um Deutschland Es ist mißlich, einen Überblick über die Weltlage geben zu müssen, wenn sich diese Lage an einer zentralen Stelle sozusagen von Tag zu Tag ändert. So kann ich denn vor allem über die *Pariser Viermächtekonferenz,* die jetzt im Vordergrund des politischen Weltbildes steht, nur auf die Gefahr hin berichten, daß meine Bemerkungen längst überholt sind, bis dieses Heft in die Hände des Lesers kommt. Immerhin scheint doch bereits der jetzt überschaubare erste Konferenzabschnitt wesentliche Anhaltspunkte für die Richtung zu geben, in der sich der Kampf um Deutschland, dieses große Thema der Pariser Verhandlungen, weiterentwickeln wird.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß fast die gesamte Westpresse hinter der seinerzeit so überraschend verkündeten russischen Bereitschaft zu neuen Verhandlungen von vornherein nur wieder ein «Friedensmanöver» witterte und der Sowjetunion die Absicht zuschrieb, die Pariser Konferenz zum Versuch einer Ausdehnung ihres Herrschaftsbereichs über ganz Deutschland zu benützen, während die alten, ehrlichen Westmächte einzig von dem tiefen Wunsch beseelt seien, ohne eigennützige Hintergedanken den braven Deutschen die verdiente Einheit und Freiheit zurückzugeben und ihr Wohlergehen nach Kräften zu fördern. Für ein allfälliges Scheitern der Konferenz wurden darum vorsorglicherweise selbstverständlich die Russen verantwortlich gemacht, die ja nur die wohlgemeinten Bedingungen der Westmächte anzunehmen brauchten, damit der Frieden mit Deutschland (und Österreich) endlich geschlossen werden könne.

Die Tatsachen redeten dann freilich eine andere Sprache. Nicht nur fügten sich die Russen ohne viel Widerrede gleich von Anfang an der unter den Westmächten vereinbarten Tages- und Geschäftsordnung, was schlecht zu ihrem angeblichen Sabotagewillen paßte; sie verzichteten auch von vornherein darauf, «Propagandadiplomatie» zu treiben und die volle *politische* Einigung Deutschlands zu verlangen, die ja wirklich solange Utopie bleiben muß, als der «kalte Krieg» zwischen Ost und West andauert, beschränkten sich vielmehr darauf, vorerst einmal den *wirtschaftlichen* Zusammenschluß Ost- und Westdeutschlands vorzuschlagen, der unter Wiederherstellung der früheren interalliierten Kontrollkommission,